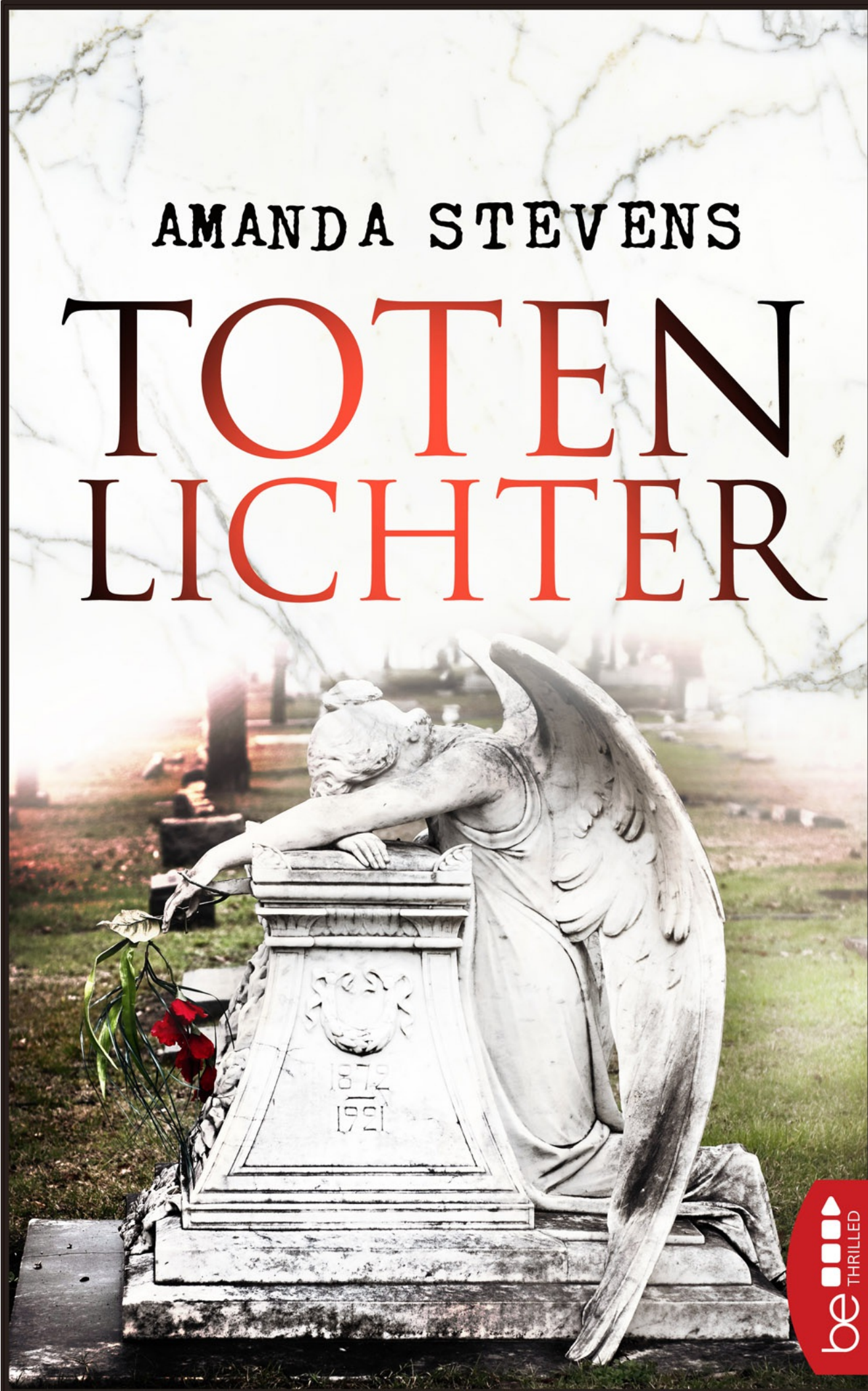


AMANDA STEVENS

TOTEN LICHTER



be
THRILLED

»Das ist kein großes Geheimnis. Es war wirklich so einfach, wie ich Ihnen erzählt habe«, erwiderte sie.

»Und diese Unterkunft, war das auch Ihre Idee?«

»Ich bin die einzige Immobilienmaklerin in Asher Falls. Wer wüsste besser als ich, welche Häuser gerade zu haben sind? Falls Sie mit der Unterkunft aber nicht zufrieden sein sollten ...«

»Nein, das ist es nicht. Das Haus ist ideal.«

Sie lächelte wissend und sagte: »Dann zeige ich Ihnen jetzt den Rest.«

Wieder folgte ich ihr pflichtschuldig. Auf der einen Seite des Hauses befanden sich die Schlafzimmer und das Bad, auf der anderen das Wohnzimmer und die große Wohnküche. Die Veranda an der Ostseite war rundum verglast, sodass ich mich jetzt schon darauf freute, morgens dort zu sitzen, meinen Tee zu trinken und den Sonnenaufgang zu bewundern.

Hintereinander gingen wir über einen mit Steinplatten gepflasterten Weg zum See hinunter und auf den privaten Anlegesteg. Als die Sonne hinter den Baumkronen verschwand, spürte ich die mir so vertraute bange Vorahnung, diesen unheimlichen Vorboten, der mir zu jeder Dämmerung wie ein Schauer über den Rücken kroch. Der Schleier hob sich. Schon bald würden die Geister hindurchschweben.

Am Ende des Steges schaukelte ein Boot auf den sanften Wellen, aber sonst regte sich nichts. Und ich hörte nichts. In dieser Zwischenzeit, zwischen Licht und Dunkel, regten sich die Geschöpfe der Nacht noch nicht.

Die Luft wurde unangenehm kühl. Ich war froh, dass ich meine Jacke dabei hatte, während ich auf das Wasser blickte. Ich sah etwas auf der Oberfläche erscheinen und dachte schon, es sei wieder ein Geist, dann stellte ich erleichtert fest, dass es mein eigenes verschwommenes Spiegelbild war.

Ich wollte mich gerade umdrehen und etwas zu Luna sagen, als ich aus den Augenwinkeln etwas erblickte. Ein dürrer brauner Köter – ein Schäferhundmischling – stand am Ende des hölzernen Stegs. Er starrte zu uns herüber. Der Hund war so ausgemergelt, dass sich die Rippen deutlich unter dem Fell abzeichneten. Was mich aber noch mehr verstörte, waren die Missbildungen des armen Tiers. Der Hund hatte keine Ohren mehr, seine Nase und seine Schnauze waren durch irgendeine schwere Verletzung schrecklich vernarbt.

»Was ist mit dem Hund passiert?« Ich sprach ganz leise, um ihn nicht zu erschrecken, doch als Luna sich ruckartig umdrehte, zuckte er zusammen.

Luna blickte finster und ablehnend drein. »Sieht aus wie ein Köterhund.«

»Ein was?«

»Wissen Sie etwas über Hundekämpfe?«

Mir drehte sich der Magen um. »Ich weiß, dass es illegal ist. Und dass mir schlecht wird, wenn ich bloß daran denke.«

Geistesabwesend nickte sie. »Man schneidet den Köterhunden oft die Ohren ab, um unnötige Verletzungen zu vermeiden, und bindet ihnen die Kiefer mit Draht zu, damit sie die Kampfhunde nicht beißen können. Wenn die Besitzer keine Verwendung mehr für sie haben, lassen sie die Tiere laufen.«

Eine unbändige Wut überkam mich. »Wie kann jemand so grausam sein?«

»Wir sind hier nicht in Charleston«, warnte sie mich. »Sie werden in dieser Gegend noch so einiges sehen, was Sie nicht verstehen.«

»Was gibt es bei Tierquälerei nicht zu verstehen?«, entgegnete ich voller Abscheu. »Dieser Hund ist misshandelt worden, wir müssen ihn zu einem Tierarzt bringen.«

»Zu einem Tierarzt? So etwas gibt es hier weit und breit nicht. Am besten lassen Sie ihn einfach in Ruhe. Irgendwann verzieht er sich wieder in den Wald.«

»Aber er braucht Hilfe!« Ich wollte gerade auf das Tier zugehen, als Luna mich am Arm packte und zurückhielt.

»Das würde ich lieber nicht tun. Er könnte die Tollwut haben.«

»Er sieht nicht tollwütig aus, nur hungrig.«

»Um Gottes willen, füttern sie den Köter bloß nicht!«

Ihre Heftigkeit erschreckte mich, ich musterte sie und spürte, wie mir vor Wut die Hitze in die Wangen stieg.

Bevor ich sie aufhalten konnte, klatschte sie laut in die Hände und scheuchte die arme Kreatur fort. »Verschwinde! Hau ab, los!«

»Lassen Sie das!«

Jetzt war ich diejenige, die sie am Arm packte. Augenblicklich fuhr sie zu mir herum und fixierte mich mit lodernden Augen. Ich hielt ihrem aggressiven Blick stand, doch die Art, wie sie boshaft die Lippen aufeinanderpresste, ging mir durch Mark und Bein. Fast wäre ich einen Schritt vor ihr zurückgewichen, doch ich fing mich wieder. Wir blitzten einander eine Weile an, dann entspannten sich ihre Züge so schnell, dass ich dachte, ich hätte mir diese beunruhigende Konfrontation nur eingebildet.

»Streunende Hunde gibt es hier viele, fürchte ich.« Bedauernd zuckte sie die Schultern. »Sie können sie nicht alle füttern, und Sie sollten auch nicht übermäßig sentimental werden. Aber ich schätze, Sie werden es auf die harte Tour lernen.«

Ich hatte keine Lust, weiter mit ihr zu streiten, also ließ ich es dabei bewenden. Der Hund hatte sich an den Waldrand zurückgezogen, von wo aus er uns in der zunehmenden Dunkelheit misstrauisch beobachtete. Er blieb noch eine Weile dort stehen, dann verschwand er zwischen den Bäumen.

Luna schaute auf ihre Armbanduhr. »Ich sollte in die Stadt zurückfahren. Ich habe heute Abend eine Sitzung.«

Wir gingen um das Haus herum zur Auffahrt.

»Falls Sie irgendetwas brauchen, haben Sie ja meine Telefonnummer.« Sie hatte es plötzlich eilig, von hier wegzukommen und öffnete die Tür ihres Wagens. »Die Nachbarin, die Ihnen am nächsten wohnt, heißt Tilithia Pattershaw. Alle hier nennen sie Tilly. Sie passt auf das Haus auf, während Floyd weg ist. Ich hatte sie gebeten, gestern vorbeizukommen, das Haus zu putzen und Ihnen ein paar Lebensmittel in den Kühlschrank zu stellen. Sie wohnt gleich am Ende des Pfads.« Sie wedelte mit der Hand in Richtung Wald. »Es kann sein, dass sie ab und zu vorbeischaud, um zu sehen, ob bei Ihnen alles in Ordnung ist. Machen Sie sich keine Sorgen. Tilly ist ein bisschen speziell, aber sie meint es gut.«

»Ich werde die Augen nach ihr offen halten.«

Luna lächelte, während ihr Blick Richtung Wald wanderte. »Oh, Sie werden Tilly erst sehen, wenn sie gesehen werden will.«

Ich folgte ihrem Blick zu den Bäumen. War die Frau gerade dort draußen?, fragte ich mich.

»Der Friedhof ist etwa zwei Kilometer die Straße hinauf«, sagte Luna. »Gleich wenn Sie um die erste Kurve biegen, kommt eine Abzweigung. Sie werden sie sehen.«

»Danke.«

Luna stieg in ihren Wagen, ließ den Motor an und winkte mir zu, als sie losfuhr. Das Motorgeräusch verklang schließlich, die Stille wurde tiefer. Ich drehte mich um und musterte wieder die Baumreihen.



FÜNF

Als Luna fort war, trug ich mein Gepäck ins Haus, ging noch einmal zum Wagen und überprüfte, ob ich auch nichts vergessen hatte. Als ich mich vom Auto abwandte, spürte ich wieder das warnende Prickeln und bemerkte, dass sich die Dämmerung verfinsterte. Der Abend war ruhig, aber nicht mehr ganz so still. Irgendwo draußen auf dem See konnte ich das Trillern eines Seetauchers hören und noch weiter entfernt das unheimliche Heulen eines Hundes. Ich dachte an den Streuner, der vorhin aus dem Wald geschlichen war, und fragte mich, wohin er sich wohl verkrochen hatte.

Wieder im Haus, ging ich direkt ins Schlafzimmer, packte meine Kleider und Toilettenartikel aus. Dann machte ich einen weiteren Streifzug durch die Räume, um mich mit allen Ecken und Winkeln vertraut zu machen und zu überprüfen, ob die Türen und Fenster auch fest verschlossen waren. Mein Rundgang endete in der Küche, wo ich nachschaute, was Tilly Pattershaw mir als Abendessen in den Kühlschrank gestellt hatte. Nachdem ich die Alufolie von einer geheimnisvollen Auflaufform gezogen hatte, schnupperte ich kurz und verzog das Gesicht. Zum Glück waren im Gemüsefach genug frische Sachen, aus denen ich mir einen Salat machen konnte. Zum Essen setzte ich mich an einen kleinen Tisch mit Blick auf den See. Auch den Wald konnte ich von hier aus sehen und den Pfad, von dem Luna behauptet hatte, er führe zu Tillys Haus. Ich bemerkte, dass sich in den Ästen, die tief über den Weg hingen, etwas bewegte. Umgehend begann meine Kopfhaut warnend zu kribbeln. Dabei konnte ich gar nichts Konkretes erkennen, es war mehr ein nagender Verdacht, dass da draußen etwas war. Vielleicht Tilly?

Ich wollte nicht direkt in den Wald starren, aus Angst, dass der Besucher nicht von dieser Welt sein könnte. Also tat ich so, als bewunderte ich die letzten Lichtreflexe auf dem Wasser, doch aus den Augenwinkeln behielt ich den Wald im Blick. Kurze Zeit später löste sich ein Schatten aus der Dunkelheit der Baumreihen und bewegte sich auf das Haus zu.

Mein Herz schlug wie wild, da erkannte ich, dass es der geprügelte Hund war. Offensichtlich hatte er sich im Wald verkrochen und gewartet, bis Luna verschwand, bevor

er sich vorsichtig wieder hervorwagte. Er schnüffelte eine Weile herum und wühlte mit der Schnauze im Laub. Als er nichts Interessantes fand, ließ er sich genau in meinem Blickfeld, zwischen Haus und See, zu Boden fallen. Selbst in dem schwindenden Licht konnte ich sehen, wie verstümmelt sein Kopf war und wie seine Rippen hervorstachen. Und doch: Trotz allem, was er durchgemacht hatte, drückte seine Haltung Würde aus, eine große Seele.

Ich stand auf, durchsuchte noch einmal den Kühlschrank, warf etwas von dem unappetitlichen Gemisch aus Auflauf und Reis in eine Schüssel und trug sie nach draußen. In dem Wissen, dass es immer dunkler wurde, ging ich vorsichtig die Stufen hinunter. Ich stellte die Schüssel auf halbem Weg zwischen der Veranda und der Stelle, an der der Hund lag, auf den Boden. Er rührte sich nicht vom Fleck, bis ich mich hinter die Fliegengittertür zurückgezogen hatte. Dann trottete er herüber, um an der Schüssel zu riechen. Innerhalb weniger Sekunden war sie vollständig ausgeleckt. Er stand da und blickte mich aus klaren dunklen Augen an.

Ohne einen Gedanken an Gefahr zu verschwenden, öffnete ich die Tür und ging langsam die Stufen hinunter. Der Hund schaute auf die leere Schüssel, winselte leise und kam schließlich zu mir, um seine Nase an meiner Hand zu reiben. Ich streichelte ihn zwischen den Wunden, an denen seine Ohren hätten sein sollen, umfasste seine vernarbte Schnauze sanft mit den Händen. Wieder winselte er, dieses Mal eher zufrieden, wie ich meinte. Ich strich ihm mit der Hand über den Körper, um seine Knochen zu betasten.

»Hast du immer noch Hunger? Na ja, mach dir keine Sorgen. Es gibt noch jede Menge davon, doch wir warten lieber ein bisschen, damit dir nicht schlecht wird. Morgen fahre ich in die Stadt und besorge dir anständiges Futter.«

Seine Nase fühlte sich an meiner Hand kühl und feucht an.

»Wie heißt du eigentlich? Oder hast du gar keinen Namen? Für mich siehst du aus wie ein Angus. Stark und vornehm. Angus. Das hört sich gut an.«

Mit leiser, sanfter Stimme redete ich weiter, bis er sich vor meine Füße plumpsen ließ. Ich musste mich über ihn beugen, um ihn weiter zu kraulen. Eine ganze Weile blieben wir so, bis ich plötzlich spürte, dass er sich unter meiner Hand anspannte. Das Fell auf seinem Rücken stellte sich auf, und er knurrte leise, drohend.

Ich streichelte ihn weiter, doch er erhob sich und starrte nun in Richtung See. Ich lugte aus den Augenwinkeln an ihm vorbei, doch sah zunächst nichts. Dann gewöhnten sich meine Augen an das Zwielflicht. Meine Nackenhaare sträubten sich wie Angus' Fell.

Sie stand einfach nur da, am Ende des Anlegesteges, eine durchsichtige Gestalt, schwankend wie ein Schilfrohr in der Strömung. Obwohl mein Herz hämmerte wie wild, ließ ich mir nichts anmerken. Irgendwie gelang es mir, Angus etwas zu beruhigen, der wild die Zähne fletschte. Tiere – ob Haustiere oder frei lebende – sind sehr empfänglich für Geister. Sie können sie nicht nur sehen, sondern sie spüren ihre Gegenwart auch. Das war einer der Gründe, weshalb Papa mir nie erlaubt hatte, ein Haustier zu halten. Es war so schon schwer genug, die Geister zu ignorieren, ohne ein Tier, das heftig auf sie reagierte.

»Was ist los?«, fragte ich Angus scheinbar unwissend. »Du hast ja wohl keine Angst vor der Dunkelheit, oder? Da draußen ist nichts, nur ein paar Eichhörnchen, Hasen und das eine oder andere Opossum.«